

Raus aus der Schule, rein in die Psychiatrie

Als ich mein Abschlusszeugnis in den Händen hielt, wusste ich, dass ich noch einige Wochen hatte, bis ich den Alltag in einer Psychiatrie kennenlernen würde. Keine Sorge, glücklicherweise nicht aus gesundheitlichen Gründen. So wie sich andere meiner Mitschüler für ein Auslandsjahr auf den Philippinen, ein Bauingenieursstudium oder eine Ausbildung zum Automobilfachverkäufer entschieden hatten, fiel meine Wahl auf ein FSJ in dem Sächsischen Krankenhaus Arnsdorf, einer Fachklinik für Psychiatrie und Neurologie.

Die menschliche Psyche und besonders auch ihre Schattenseiten hatten mich schon lange fasziniert und seit einem Praktikum auf der Suchtstation des Städtischen Klinikums in Görlitz stand für mich definitiv fest, dass ich genau in diesem Fachbereich einmal arbeiten möchte. Auch wenn das nur 4 Tage waren, die ich auf der Station erleben durfte, hat mir die Arbeit und der Umgang mit den Patienten so viel Freude bereitet, sodass ich alle Pläne, die ich für die Zeit nach dem Abitur jemals in irgendeiner Weise in Erwägung gezogen hatte, sprichwörtlich „über den Haufen warf“ und mich für ein Freiwilliges soziales Jahr bewarb.

In meinem Bewerbungsgespräch erzählte ich von meinem Gedanken, nach diesem Jahr das Psychologie-Studium anzutreten. Ich hatte bereits vorher in einem Erfahrungsbericht einer Person, die sich die gleiche Route für ihren beruflichen Weg ausgemalt hatte, gelesen, dass diese praktische Erfahrung maßgeblich hilfreich für die Bewältigung des Studiums war. Hauptsächlich deshalb, da man die psychischen Erkrankungen und Störungen, die man in der Theorie vermittelt bekommt, schon einmal im wahren Leben, live und in Farbe, gesehen hat und sich so besser vorstellen kann. Auch mir persönlich geht es mittlerweile tatsächlich so, dass mein Gehirn bei verschiedenen Diagnosen, beispielsweise „Schizophrenie“ oder „bipolare Störung“, Verknüpfungen zu unterschiedlichen praktischen Patienten-Beispielen herstellt. Und glaubt mir, die Bekanntschaft mit Menschen, die beispielsweise hollywoodreife Wahnvorstellungen durchleben, ist auf jeden Fall eindrücklicher als ein verstaubter Lehrbuchtext.

Natürlich muss ich auch zugeben, dass ich durchaus einige Zweifel hatte, was mein Vorhaben betraf. Besonders als mir die „geschützte Akutstation“ des Krankenhauses als FSJ-Station empfohlen wurde, war ich mir manchmal nicht so sicher, ob ich mir da nicht vielleicht zu viel zutraute. Außerdem existieren in der Gesellschaft bekanntlich zahlreiche Psychiatrie-Klischees, die durch viele Filme geprägt werden und mir auch im Hinterkopf umher kreisten. Doch als ich von meinem Probetag ein paar Monate im Voraus nach Hause ging, war mein Fazit: „Geschlossene Psychiatrie – warum eigentlich nicht?“.

Und so bekam ich am ersten Tag im September 2018 meinen Stationsschlüssel ausgehändigt und wusste zu dem Zeitpunkt noch nicht, wie schwer es mir einmal fallen würde, diesen wieder abgeben zu müssen. Ich habe so unglaublich viel gelernt, was psychische Erkrankungen, deren Therapie und Medikamente angeht. Ich durfte beispielsweise an Visiten teilnehmen, Psychologen-Gespräche mitverfolgen, bei diagnostischen Untersuchungen dabei sein und auch die Unterhaltungen mit den Betroffenen selbst waren hochinteressant.

Aber vor allem habe ich sooo viele Menschen mit ihren unterschiedlichsten Lebensgeschichten kennenlernen dürfen. Was mich immer besonders fasziniert hat, wenn man die positive Entwicklung der Patienten miterleben konnte, beispielsweise wenn die sonst von unvorstellbaren Ängsten geplagten Männer und Frauen zunehmend in die Realität zurückkamen und wieder lächeln konnten. Egal, ob ich mit Einigen spazieren ging, im Garten Tischtennis spielte oder mit einem Anderen zu seinem Geburtstag einen Kuchen backte, es waren so viele schöne Begegnungen dabei. Ach ja, ich habe wahrscheinlich noch nie so viel UNO und Rommé in meinem Leben gespielt wie in diesem Jahr. Auch wenn man keiner konkreten Beschäftigung nachging, hat es sich auch oft gelohnt, sich einfach zu den Personen dazu zu setzen und über das Wetter zu quatschen oder sich gemeinsam „Klatsch- und Tratsch-Zeitungen“ anzuschauen. Was für uns Kleinigkeiten sind, schenkt den Patienten wieder ein Stück Normalität und Alltag und lässt sie eben nicht als die klischeehaften „Irren“ dastehen. Und genau das ist es auch, was für mich diesen Beruf so wertvoll macht.

Wenn ich mein Geschriebenes lese, vergesse ich sogar selbst kurz, dass man auch viele Grenzerfahrungen macht. Fremdaggression, selbstverletzendes Verhalten, Selbstmordgedanken oder sogar - versuche sind Aspekte, die man nicht unterschätzen darf und die ich auch während meiner Zeit miterlebt habe. Wenn man das erste Mal in einer Fixierungsüberwachung oder 1-zu-1-Betreuung sitzt, ist das schon ein komisches Gefühl. Doch auch daran wächst man. Man lernt, damit umzugehen und entwickelt vielleicht sogar aus dieser Erfahrung heraus selbst einige deeskalierenden Verhaltensweisen. Auch wenn man als FSJler glücklicherweise in einer derartigen Situation nicht in der ersten Reihe steht, sondern hauptsächlich für die anderen Patienten im Hintergrund zuständig ist, prägt die Erfahrung sehr. Ebenso hat man auch immer die Möglichkeit, mit einem Kollegen/einer Kollegin gewisse Sachen im Nachhinein zu besprechen, da jeder Mensch auch anders mit ungewohnten, beängstigenden Erlebnissen umgeht. Denn indem man darüber redet, nimmt man weniger davon mit nach Hause.

Wisst ihr noch, was ich vorhin erwähnte? Dass es super schön ist, wenn man sieht, wie es den Patienten langsam besser geht und sie wieder „Herr oder Frau ihrer Sinne“ werden? Das gilt in dem Falle übrigens auch. Wenn es Einem gelingt, gerade auch zu „schwierigeren“ Personen irgendwann einen menschlichen Zugang zu finden, merkt man, dass man bei der Berufswahl das Kreuz wahrscheinlich ziemlich richtig gesetzt hat.

A propos „Berufswahl“: Die Arbeit in dem vergangenen Jahr hat mich so begeistert, dass ich jetzt keine Psychologie-Vorlesungen besuche, sondern mich für eine Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegerin ebenfalls im Krankenhaus Arnsdorf entschieden habe. Bei mir war es also mehr Zufall, dass ich vor der Ausbildung ein FSJ absolviert hatte, jedoch ist das eine Abfolge, die ich jedem empfehlen würde. Ähnlich wie bei dem Psychologiestudium hat man auch hier einfach einen anderen Zugang zu den Themen, weil man bereits praktisch gearbeitet hat und man feststellen konnte, ob einem diese Tätigkeit überhaupt liegt und Freude bereitet. Bevor man „Gesundheits- und Krankenpfleger“ ist, durchläuft man sämtliche Fachbereiche. Auch wenn ich für mich sagen kann, dass ich mich wahrscheinlich in der Psychiatrie arbeiten sehe, ist es trotzdem spannend andere medizinische Gebiete kennenzulernen und so auch über „den Tellerrand“ zu schauen.

Wenn also alles gut läuft, darf ich mich in 3 Jahren „Schwester Celine“ nennen. Es gefällt mir so sehr, dass man mit den Patienten tagtäglich viel Kontakt hat und sie bei den alltäglichen Herausforderungen unterstützen kann. Die Stationstür nach Feierabend hinter sich schließen und wissen, dass man vielleicht doch einen kleinen Unterschied im tristen Krankenhausalltag der Patienten gemacht hat – das ist der Grund für mich, diesen Beruf zu wählen und jeden Tag erneut auf Arbeit zu kommen. So kitschig das klingt, dessen bin ich mir tatsächlich bewusst, so genau trifft es die Sache auf den Punkt. Um es mit einem Kalenderspruch zu vollenden: „... und die Hauptsache ist, dass es am Ende des Tages eine Situation gab, die dich lächeln lies.“ Und derartige Momente hat man viele in der Pflege, wahrscheinlich nicht immer und dauerhaft, aber wenn man den Blick dafür behält, sind sie zahlreich vertreten.

Stellt euch einen Patienten vor, der zu euch sagt: „Schön, dass Sie wieder da sind“. Und wenn mich dann jemand fragen würde, ob ich es wieder so machen würde, meine Antwort wäre ohne zu zögern: Ja, volle Kanne!